Zeitschrift: Zoom-Filmberater

Herausgeber: Vereinigung evangelisch-reformierter Kirchen der deutschsprachigen Schweiz für kirchliche Film-, Radio- und Fernseharbeit ; Schweizerischer katholischer Volksverein

Band: 25 (1973)

Heft: 11

Artikel: China-Action made in Hongkong : Randbemerkung zu einer neuen Kino-Schwemme

Autor: Hamacher, Rolf-Rüdiger

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-933468

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 04.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

aus der Vielzahl von Angeboten. Informationen, Unterhaltung und auch Werbung sollten wir kritisch und gründlich hinterfragen, uns eine eigene Meinung dazu bilden und dementsprechend konsequent unser Handeln danach richten. Solche «Medienmündigkeit» ist nicht leicht zu erlernen, aber um so notwendiger.
Ein dritter Gedanke: Die Frage der Werbung mit Kindern für Kinder und Erwachsene scheint mir ein Unbehagen von erheblicher Tiefe anzudeuten. Es geht, so meine ich, letztlich um ethische Fragen. Besinnung auf die Hierarchie von Werten ist angedeutet. Wer ist zu schützen, und wie kann er geschützt werden? Wovor ist diese Menschengruppe zu schützen, und weshalb soll sie geschützt werden? Ist es übertrieben, solchermassen nach der Würde des Menschen, des Kindes zu fragen?
Das Problem der Fernsehwerbung mit Kindern ist nicht zuerst eine Frage der gesetzlichen Regelung, sondern fordert jene heraus, die letztlich die Verantwortung für die ausgestrahlten Sendungen tragen.

Alfons F. Croci

China-Action made in Hongkong

Randbemerkungen zu einer neuen Kino-Schwemme

Die brutale Hongkong-Filmwelle überschwemmt seit kurzem auch die Schweizer Kinos. Mitte Mai etwa liefen in vier Zürcher Kinos gleichzeitig solche «Super-Hits aus China» (siehe auch die Kurzbesprechungen in dieser Nummer). Der nachfolgende Beitrag, der sich mit diesen fernöstlichen Serienprodukten befasst, ist auf Grund deutscher Verhältnisse geschrieben, von denen sich jedoch die schweizerischen nicht wesentlich unterscheiden.

Alle Jahre wieder überschwemmen Serien bis zum Überdruss unsere Kinoleinwände. Nach der Agentenwelle, die sich jetzt in den «Black Movies» (vgl. Nr. 9/73, S. 5 ff.) zu erneuern versucht, den Pseudo-Pornos, die durch die bestehenden Pornographiegesetze immer noch auf der Stelle treten, waren es vor allem die brutalen Italo-Western, die das Publikum noch einmal aus dem bequemen Fernsehsessel in die meist unkomfortableren Kinos lockte. Als auch hier ein gewisser Sättigungsgrad erreicht war, flüchtete man sich, oberflächlich gesehen, in die Klamotte, die ihre sogenannte Komik aber immer noch aus einem aggressiven Grundton ableitete. Die «Halleluja»-Filme sind hier beredtes Beispiel. Die Branche suchte nach Möglichkeiten, die einemal geweckten – oder eingeredeten? – Bedürfnisse der Zuschauer zu befriedigen und den Film weiterhin in seiner «Jahrmarktsattraktions-Rolle» stagnieren zu lassen. Man fand des Rätsels Lösung in den Sado-Märchen aus Hongkong. Und wie einst die Supermärkte, so werden nun seit Beginn des Jahres unsere Kinos mit jenen minderwertigen Produkten überschwemmt, die das Quantitätssiegel «Made in Hongkong» schon auf ihren Plakaten stolz zur Schau tragen. Als ob Brutalität ein erstrebenswertes Konsumgut sei.
Dabei konnte man den in der BRD als «ersten chinesischen Film» angekündigten *The One Arm Swordman»* (Das Schwert des gelben Tigers) mit seinen grausam-poetischen Kampfritualen, die im Stile eines choreographisch exakten Show-Balletts vorgeführt werden, noch als Ausdruck fernöstlicher Kultur verstehen und ansehen. Der Kampf des «guten» einarmigen Helden gegen eine hundertfache Übermacht erscheint dem Abendländer utopisch. Für den Asiaten ist sie lediglich Folge eines völlig verinnerlichten Taoismus: «... Sein Schwert bewegt sich förmlich mechanisch und ganz von selbst gegen einen Gegner, dem es unmöglich ist, sich zu verteidigen, weil das Schwert seine ungeschützte Stelle trifft. Das Unbewusste des Schwertkämpfers soll daher das Ergebnis von Ichlosigkeit sein, die im Einklang mit dem ‚Grund von Himmel und Erde' steht und daher alles niederschlägt, was sich diesem Grund entgegenstellt. Den Sieg im Fechten erringt nicht der Schnellste, der Stärkste oder der Geschickteste, sondern der-

China-Action made in Hongkong: aus «Die Rache der gelben Tiger»

jenige, dessen Geist rein und ichlos ist[1].» Leider ging das Gros der deutschen Filmkritik nicht auf diese Hintergründe ein, sondern stilisierte, je nach Gesinnung, die Grausamkeiten zu ästhetischen Momenten hoch oder lehnte sie kategorisch ab. Aufklärung – an denen die profitgierigen Verleihe natürlich kein Interesse hatten – hätte not getan.

Schichtarbeit rund um die Uhr

Der überraschende finanzielle Erfolg der ersten Hongkong-Importe zeigt nun verheerende Folgen. Jeder Verleih versucht die Kuh zu melken. Wahllos wird eingekauft und in die Kinos «geschmissen». Der Schund liess nicht lange auf sich warten. Und wenn man einmal bedenkt, welche Kapazität die Hongkonger Filmproduktion hat, kann einem vor den zu erwartenden Folgen schon schlecht werden. Bis zu dreihundert Filmen werden in der kleinen britischen Kronkolonie jährlich hergestellt – etwa dreimal soviel wie in der Bundesrepublik Deutschland. Die Könige unter den dortigen Produzenten sind die Brüder Runme und Run Run Shaw. In ihren Studios in Hongkong, Singapur und Bangkok entstehen rund zwei Drittel der dortigen Filmproduktionen. Die Arbeitsbedingungen ihrer Angestellten erinnern an die ausbeuterischen Methoden des frühen Hollywoods. Vom Schauspieler bis zum Regisseur erhalten alle Angestellten ein festes Monatsgehalt, und in der Hochkonjunktur arbeiten die Studios in drei Schichten rund um die Uhr – Unterhaltung für den Massenkonsum. Die Filme, ursprünglich nur für den asiatischen Raum gedreht, erobern nun die westliche Welt. Nach Riesenerfol-

[1] Daisetz Teitaro Suzuki, Erich Promm, Richard de Martino, Zen-Buddhismus und Psychoanalyse, Frankfurt/M., Suhrkamp 1972, S. 35.

gen in den USA und England kamen auch die Europäer in den Genuss ausgepichter Grausamkeiten. Wie hier jeder Verleih, so versucht dort jeder Produzent sein Glück.
Nach dem *The One Arm Swordman* kam ein weiterer Film aus der Shaw-Brother-Factory in die Kinos: *The Invincible Boxer* (in der Schweiz war er der erste; s. Kritik in Nr. 4/73). Waren es im ersten die Schwerter, so bringen hier die Fäuste den Tod. Damit wären auch schon die Variationsmöglichkeiten des Genres erschöpft. Alles was jetzt auf der Leinwand erscheint, unterscheidet sich lediglich in der Qualität von seinen Vorgängern. Und da wird uns recht übel mitgespielt. *Forteen Amazones* (Die Rache der gelben Tiger), ein Schlachtengemälde aus dem 12. Jahrhundert, in dem die Frauen eines chinesischen Fürstentums ihre von Tataren ermordeten Männer rächen, schnitt der deutsche Verleih auf fast die Hälfte der ursprünglichen Spielzeit zurecht. (Auch der schweizerische Verleih hat den 131 Minuten-Film um 21 Minuten gekürzt.) Soziale Zusammenhänge kamen unter die Schere, die Grausamkeiten, ohne Zusammenhang aneinandergereiht, blieben. Bei den Produktionen, die nicht aus den Shaw-Ateliers stammen, ist der Qualitätsabfall noch deutlicher. Unscharfe Bilder, verwackelte Zoomfahrten und Farben, die als solche kaum zu erkennen sind. Ein dramaturgisch-logischer Aufbau einer Story findet schon gar nicht mehr statt. Man zeigt einfach ein von kargen Stichwörtern vorbereitetes Gemetzel nach dem anderen: Schwert-, Messer- und Karatekämpfe bis zum Erbrechen. Am Anfang bewundert man noch die akrobatischen Luftsprünge der Akteure. Dann wird auch dies zur Routine. Leiber werden zertrennt, Köpfe abgeschlagen. Fäuste «fahren» durch dicke Baumstämme oder durchtrennen Bauchdecken. Augen werden herausgestossen und rollen über den Fussboden. Unwillige Arbeiter werden zersägt und in Eis eingefroren. Der Katalog liesse sich ins Unendliche erweitern. Die Dramaturgie stellt keinerlei Anforderungen an den Zuschauer. Die Schauplätze sind immer dieselben, und da sie auch kaum innerhalb der notdürftigen Handlung wechseln, gibt es auch keine Orientierungsschwierigkeiten. Bis auf wenige Ausnahmen sind die Filme völlig geschichtslos, spielen irgendwo in der Vergangenheit oder im heutigen asiatischen Raum zwischen Hongkong und Bangkok. Die «modernen» Filme nutzen denn auch jede Gelegenheit zu einem Touristenbummel in die weltbekannten Tempelstädte. Die Filme sind austauschbar, wie es die Einstellungen und Sequenzen untereinander auch sind – die Dramaturgie würde nicht zusammenbrechen, und der Zuschauer würde es kaum bemerken. Es ist wie im Non-Stop-Kino: Man kann kommen und gehen, wann man will. Nie hat man Schwierigkeiten, in den Film «hineinzukommen», oder etwa das Gefühl, etwas verpasst zu haben. Es sei denn ein Gemetzel. Aber da ist schon das nächste!

Noch Möglichkeiten zur Steigerung

Natürlich hat man keinerlei Schwierigkeiten, sich mit den Helden zu identifizieren. Gut und Böse sind fein säuberlich getrennt. Ihr Erfolg macht jede siegreiche Sache zur guten. Zwar macht man immer wieder verzweifelte Versuche, die Gewalt der Helden zu legitimieren – aber allzu durchsichtig ist die Alibifunktion. Meist ist es ein «Rache-um-jeden-Preis»-Motiv: Ein naher Verwandter war brutal ermordet worden. In einigen Filmen bietet man sogar ausbeuterische Arbeitgeber oder weiss von einem armen, alten, kranken Mütterchen zu berichten. Erstaunlicherweise findet so etwas wie Liebe nur andeutungsweise statt. Positive Gefühle sind nur kurze Verschnaufpausen bis zum nächsten Gemetzel. Sex, gemischt mit Sadismus, fehlt in den bisherigen Filmen völlig. Die Gangsterbräute agieren noch schüchtern im Hintergrund in einer Bikinimode, wie sie in Hollywoodfilmen der fünfziger Jahre en vogue war. Hier hat man noch Möglichkeiten zur Steigerung. Wo die Absicht liegt, zeigen schon die Zeitungsanzeigen der Verleiher: «Asiatische Brutalität in teuflisch verfeinerter Manier!» Das Geld für die Vorspannübersetzungen spart man sich gleich. Selten erfährt man mehr als die Hauptdarsteller und den Regisseur. Bei einigen Filmen tat man gut daran, einen der chinesischen Sprache Kundigen mitzunehmen. Was die Produktion nicht schon verdorben hat, das schaffen dann die «Eindeutscher». Mit krampfhaften Blödeleien versucht man der Stereotypie

beizukommen. Dem Italo-Western hatte man so das Grab geschaufelt – hier wird es wohl noch was dauern.
Zu gross ist der Zuspruch beim Publikum, als dass man die «Welle» nicht ernst nehmen sollte. Obschon für Jugendliche nicht zugelassen, erlebte der Verfasser (und nicht nur er) schon ausgesprochene Kindervorstellungen, in denen mit beifälligem Gejohle jede Grausamkeit notiert wurde. Eltern betrachten das Dargebotene nicht selten als Sonntagnachmittag-Familienunterhaltung, und die Kinobesitzer drücken beide Augen zu und kassieren. Hier wird der Kunstdünger zur «Kunst» hochstilisiert. Grausamkeit als alltägliches Konsum-Erlebnis fördert Abstumpfung und Verrohung, trägt bei zur weiteren Brutalität einer ohnehin unmenschlichen Welt.
Mit fünf Mark ist man dabei! Rolf-Rüdiger Hamacher

FILMKRITIK

When the Legends Die (Die Legende vom Killer Tom)

USA 1971. Regie: Stuart Millar (Vorspannangaben s. Kurzbesprechung 73/164)

«Die Zukunft meines Volkes kann nicht in der Anpassung an die moderne Welt, sondern nur im Festhalten an den alten Traditionen bestehen», orakelte Craig Carpenter, der als Mitglied einer fünfköpfigen Indianerdelegation auf Einladung der Berner Universitätsgemeinden in der Bundesstadt weilte. Von einer erzwungenen «Zivilisierung» will aber auch James Kootshongsi nichts wissen. Denn die Hopi-Indianer, so verkündete die ehrwürdige Rothaut, glauben nicht an die von Menschen geschaffenen Gesetze – denn Menschen gibt es viele –, sondern nur an die Gesetze des «Grossen Weltgeistes» (Great Spirit).
Die fünf Gäste aus dem bisweilen immer noch «Wilden Westen», an deren Spitze die junge Schauspielerin «Little Feather» (Kleine Feder) stand, die im Namen von Marlon Brando dessen Oskar für den Erfolgsfilm *The Godfather* zurückwies, haben *When the Legends Die* wohl kaum gesehen, obwohl der Film zufälligerweise zur selben Zeit in Bern gezeigt wurde. Und doch treffen die Worte von Craig Carpenter und James Kootshongsi auf den Film zu, als hätte nicht Stuart Millar ihn gedreht, sondern als hätten sie ihn geschaffen. Denn die «Legende vom Killer Tom», wie der deutsche Titel allzu reisserisch lautet, berichtet vom Indianer Thomas Black Bull, der auf der Suche nach dem geistigen Erbe seiner Väter zuerst die Sitten der Weissen entdeckte, ehe er sich aus der Kälte der Zivilisation in die Abgeschiedenheit des Reservats zurückzog, um «die Lieder der Alten wieder zu singen».
Ein alter Indianer hatte den kleinen Tom von den Bergen Colorados in die grünen Niederungen zur Reservatsschule gebracht. Jahre später «kauft» ein abgetakelter Ex-Rodeostar (Richard Widmark) den noch nicht volljährigen Boy, der selbst dem wildesten Gaul auf dem Rücken klebenbleibt. Doch Black Bull, der seinem Boss genügend Dollars in die Taschen schaufelt, um dessen Kehle nicht austrocknen zu lassen, lernt nicht nur reiten: Der redliche Indianer wird zum Betrügen gezwungen, bis der «Wilde» der seelischen Belastung nicht mehr gewachsen ist und ein Pferd zu Tode schindet: Die Legende vom Killer Tom ist entstanden.
In der Reise von Rodeo zu Rodeo, in den Fahrten auf den unendlich scheinenden Landstrassen des amerikanischen Westens, in den ständig wechselnden Saloons und Hotelbetten drückt sich symbolisch die Irrfahrt des Indianers Tom Black Bull durch die Zivilisation der Weissen aus: Es ist eine ständige Jagd nach Dollars, zwischen Whisky und Weibern, auf dem Pferderücken, der für eben diese Zivilisation das letzte Abenteuer der einstigen Pionierzeit bedeutet. Es sind Stationen auf dem Weg zur Suche nach dem Sinn solchen Daseins, ein Sinn, den Black Bull niemals wird verstehen kön-